

Leseprobe aus:

**Siri Hustvedt**

## **Die Leiden eines Amerikaners**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Meine Schwester nannte es «das Jahr der Geheimnisse», aber wenn ich jetzt zurückblicke, erkenne ich: Das Wichtige war nicht, was da war, sondern was nicht da war. Eine meiner Patientinnen meinte einmal: «In mir wandern Geister herum, aber sie reden nicht immer. Manchmal haben sie nichts zu sagen.» Sarah blinzelte meist oder hielt die Augen ganz geschlossen, weil sie Angst hatte, das Licht würde sie blind machen. Ich glaube, wir haben alle Geister in uns, und es ist besser, wenn sie reden, als wenn sie es nicht tun. Nachdem mein Vater tot war, konnte ich nicht mehr mit ihm persönlich reden, aber in meinem Kopf unterhielt ich mich weiter mit ihm. Ich sah ihn weiter in meinen Träumen, hörte ihn weiter zu mir sprechen. Und trotzdem wurde mein Leben eine Zeitlang von dem beherrscht, was mein Vater nicht gesagt, was er uns nicht erzählt hatte. Wie sich herausstellte, war er nicht der Einzige, der Geheimnisse hütete. Am sechsten Januar, vier Tage nach der Trauerfeier, fanden Inga und ich den Brief in seinem Arbeitszimmer.

Wir waren mit unserer Mutter in Minnesota geblieben und machten uns an das Sichten seiner Papiere. Wir wussten, dass es biografische Aufzeichnungen gab, die er in seinen letzten Lebensjahren verfasst hatte, sowie eine Schachtel mit Briefen an seine Eltern – viele davon aus seiner Zeit als Soldat im Pazifik während des Zweiten Weltkriegs –, aber es fanden sich auch andere Dinge in dem Zimmer, die wir noch nie gesehen hatten. Das Arbeitszimmer meines Vaters hatte einen ganz besonderen Geruch, der sich ein wenig von dem

im Haus unterschied. Hier hatte er vierzig Jahre lang Zigaretten geraucht und Kaffee getrunken, und die unzähligen Tassen hatten Ringe auf dem Schreibtisch hinterlassen; ich fragte mich, ob das die Atmosphäre dieses Zimmers geprägt und den unverwechselbaren Geruch hervorgebracht hatte, der mir beim Eintreten entgegenschlug. Das Haus ist inzwischen verkauft. Ein Zahnarzt hat es erworben und umfassend renovieren lassen, aber ich habe das Arbeitszimmer meines Vaters noch vor Augen – die Bücherwand, die Aktenschränke, den langen, selbstgebauten Schreibtisch mit dem Plastikbehälter für Kleinkram darauf. Obwohl dieser Behälter durchsichtig war, klebte auf jedem Fach ein kleines handgeschriebenes Etikett – «Büroklammern», «Batterien für Hörgerät», «Garagenschlüssel», «Radiergummis».

An dem Tag, als Inga und ich uns an die Arbeit machten, herrschte trübes Wetter. Durch das große Fenster schaute ich auf die dünne Schneedecke unter einem eisengrauen Himmel. Ich spürte, dass Inga hinter mir stand, hörte ihren Atem. Marit, unsere Mutter, schlief, und meine Nichte Sonia hatte sich irgendwo im Haus mit einem Buch verkrochen. Als ich eine Schublade mit Hängeordnern aufzog, kam mir der jähe Gedanke, dass wir dabei waren, das Gehirn eines Menschen zu plündern, ein ganzes Leben auseinanderzunehmen, und ohne jede Vorwarnung stand das Bild der Leiche vor mir, die ich während meines Medizinstudiums sezirt hatte. Sie lag mit klaffender Brusthöhle auf dem Tisch. Roger Abbot, einer meiner Partner im Sektionssaal, hatte die Leiche Zwiddeldum genannt, auch Dum Dum oder einfach nur Dum. «Erik, da kommt eine Ladung von Dums Ventrikeln. Hypertrophie, Mann.» Einen Moment lang stellte ich mir die kollabierte Lunge meines Vaters in seinem Innern vor, dann erinnerte

ich mich an seinen festen Händedruck, bevor ich sein kleines Zimmer im Pflegeheim verließ. Da hatte ich ihn das letzte Mal lebend gesehen. Plötzlich war ich erleichtert, dass er eingäschert worden war.

Lars Davidsens Ablagesystem war ein elaborierter Code aus Buchstaben, Zahlen und Farben, der innerhalb jeder Kategorie eine absteigende Hierarchie bezeichnete. Erste Gedanken kamen vor ersten Textfassungen, erste Textfassungen vor letzter Textfassung und so weiter. In diesen Schubladen steckten nicht nur seine Jahre als Professor und Autor, sondern jeder Artikel, jeder Vortrag von ihm, die umfangreichen Notizen, die er sich gemacht hatte, und auch die Briefe, die er in über sechzig Jahren von Kollegen und Freunden erhalten hatte. Mein Vater hatte jedes Werkzeug katalogisiert, das je in der Garage hing, jede noch so kleine Anschaffung für die sechs Autos, die er im Lauf seines Lebens besaß, jeden Rasenmäher und jedes Haushaltsgerät – eine umfassende Dokumentation einer langen und außergewöhnlich kargen Lebensgeschichte. Wir entdeckten eine Aufstellung für eine geordnete Lagerhaltung auf dem Dachboden: Kinderschlittschuhe, Babysachen, Strickzeug. In einer kleinen Schachtel fand ich ein Schlüsselbund. Daran hing ein Schildchen, auf das mein Vater in seiner kleinen, säuberlichen Handschrift geschrieben hatte: «Unbekannte Schlüssel».

Tagelang zogen wir mit großen schwarzen Müllsäcken durch dieses Zimmer, warfen Hunderte von Weihnachtskarten und Zeugnisheften weg, unzählige Verzeichnisse von Dingen, die es nicht mehr gab. Meine Nichte und meine Mutter machten meist einen Bogen um diesen Raum. Sonia wanderte mit einem Walkman verkabelt im Haus herum, las Wallace Stevens und schlief den komatösen Schlaf, in den die Jugend so leicht

versinkt. Ab und zu kam sie herein, klopfte ihrer Mutter auf die Schulter oder umschlang Inga mit ihren langen, dünnen Armen und entschwebte, nachdem sie so ihre stillschweigende Unterstützung gezeigt hatte, in ein anderes Zimmer. Sonias Vater war vor fünf Jahren gestorben, und seitdem machte ich mir Sorgen um sie. Ich erinnerte mich, wie sie, den Körper steif gegen die Wand gedrückt, mit seltsam teilnahmsloser Miene in dem Krankenhausflur vor seinem Zimmer gestanden hatte, ihre Haut so bleich, dass ich an Knochen denken musste. Ich weiß, dass Inga ihren Kummer vor Sonia verbergen wollte, dass sie wartete, bis ihre Tochter in der Schule war, und dann Musik anstellte, sich auf den Fußboden legte und vor sich hin wimmerte, aber ich habe nie erlebt, dass Sonia sich ein Schluchzen gestattetete, und ihre Mutter auch nicht. Drei Jahre später, am Morgen des 11. September 2001, waren Inga und Sonia mit Hunderten anderer Menschen auf der Flucht nach Norden, fort von Sonias Schule, der Stuyvesant High School. Sie waren nur wenige Straßen von den brennenden Türmen entfernt, und erst später erfuhr ich, was Sonia aus dem Schulfenster gesehen hatte. Von meinem Haus in Brooklyn aus sah ich an dem Morgen nur Rauch.

Wenn unsere Mutter nicht ruhte, wanderte sie von einem Zimmer zum anderen, ließ sich treiben wie eine Schlafwandlerin. Ihr fester und doch leichter Gang war nicht schwerer als in alten Zeiten, aber er war langsamer geworden. Sie schaute nach uns, bot uns zu essen an, trat aber nur selten über die Schwelle. Wahrscheinlich erinnerte das Zimmer sie an die letzten Jahre meines Vaters. Das fortschreitende Emphysem ließ seine Welt Stück für Stück schrumpfen. Am Ende konnte er kaum noch gehen und blieb die meiste Zeit in den achtzehn Quadratmetern seines Arbeitszimmers. Bevor er starb, hatte er

die wichtigsten Papiere herausgesucht, die jetzt in ordentlich aufgereihten Schachteln neben seinem Schreibtisch lagen. In einem dieser Kästen fand Inga die Briefe von Frauen, die mein Vater vor meiner Mutter gekannt hatte. Später las ich Wort für Wort, was sie ihm geschrieben hatten, dieses Trio vorehelicher Liebschaften – eine Margaret, eine June und eine Lenore, die gewandte, aber leidenschaftslose Briefe verfassten und mit «Alles Liebe», «Herzliche Grüße» oder «Bis bald» schlossen.

Ingas Hände zitterten, als sie die Bündel fand. Diesen Tremor kannte ich schon seit meiner Kindheit, er war nicht durch eine Krankheit bedingt, sondern meine Schwester machte ihr «Nervenkostüm» dafür verantwortlich. Sie wusste nie, wann der nächste Ausbruch kam. Ich hatte sie mit ruhigen Händen öffentliche Vorträge halten sehen, und ich hatte auch gesehen, wie sie die Hände dabei hinter dem Rücken verstecken musste, weil sie so heftig zitterten. Nachdem sie die drei Päckchen mit den Briefen der längst entschwundenen, doch einst begehrten Margaret, June und Lenore herausgenommen hatte, zog sie ein einzelnes Blatt hervor, sah es verwirrt an und reichte es mir wortlos.

Der Brief war vom 27. Juni 1937. Unter dem Datum stand in einer großen Kinderschrift: «Lieber Lars, ich weiß, Du wirst nie ein Sterbenswörtchen darüber sagen, was passiert ist. Wir haben es auf die BIBEL geschworen. Es spielt ja jetzt keine Rolle mehr, wo sie im Himmel ist, und für die anderen hier auf Erden auch nicht. Ich glaube an Dein Versprechen. Lisa.»

«Er wollte, dass wir das finden», sagte Inga. «Sonst hätte er den Brief vernichtet. Ich habe dir die Tagebücher mit den herausgerissenen Seiten gezeigt.» Sie schwieg kurz. «Hast du je von einer Lisa gehört?»

«Nein», sagte ich. «Wir könnten Mamma fragen.»

Inga antwortete auf Norwegisch, als dürften wir über unsere Mutter nur in deren erster Sprache reden. «*Nei, jeg vil ikke forstyrre henne med dette.*» (Nein, damit will ich sie nicht behelligen.) «Ich hatte immer das Gefühl», fuhr sie fort, «dass Pappa manches vor Mamma und uns geheim gehalten hat, vor allem, wenn es seine Kindheit betraf. Er war damals fünfzehn. Ich glaube, da hatten sie schon die vierzig Acres der Farm verloren, und wenn ich mich nicht irre, hatte Grandpa ein Jahr vorher erfahren, dass sein Bruder David tot war.» Meine Schwester schaute auf das blassbraune Blatt Papier. «Es spielt ja jetzt keine Rolle mehr, wo sie im Himmel ist, und für die anderen hier auf Erden auch nicht.» Jemand ist gestorben.» Sie schluckte hörbar. «Armer Pappa, er musste auf die Bibel schwören.»

Nachdem Inga, Sonia und ich elf Pakete mit Dokumenten nach New York City abgeschickt hatten, die meisten davon an meine Adresse in Brooklyn, und wieder in unseren jeweiligen Alltag zurückgekehrt waren, saß ich eines Sonntagnachmittags in meinem Arbeitszimmer und hatte die Aufzeichnungen, die Briefe und ein kleines ledergebundenes Tagebuch meines Vaters vor mir auf dem Schreibtisch. Da fiel mir ein, was Auguste Comte über das Gehirn geschrieben hatte. Er nannte es «eine Vorrichtung, mit der die Toten auf die Lebenden einwirken». Als ich Dums Gehirn zum ersten Mal in der Hand hielt, staunte ich erst über dessen Gewicht und dann darüber, was ich verdrängt hatte – die Ahnung vom Bewusstsein eines einst lebendigen Mannes, eines stämmigen

Siebzighjährigen, der an einem Herzleiden verstorben war. Als der Mann noch lebte, dachte ich, war alles hier drin – innere Bilder und Worte, Erinnerungen an die Toten und die Lebenden.

Vielleicht dreißig Sekunden später schaute ich aus dem Fenster, und da sah ich Miranda und Eglantine zum ersten Mal. Sie gingen mit dem Immobilienmakler über die Straße, und ich wusste sofort, dass das meine künftigen Mieter waren. Die beiden Frauen aus der Gartenwohnung im Erdgeschoss hatten in New Jersey etwas Größeres gefunden, und ich musste die Wohnung neu vermieten. Das Haus schien nach meiner Scheidung gewachsen zu sein. Genie hatte sich ziemlich ausgebreitet, und ihr Spaniel Elmer, ihr Papagei Rufus und Carlyle, ihre Katze, hatten auch Platz gebraucht. Eine Zeitlang gab es auch Fische. Nachdem Genie mich verlassen hatte, nutzte ich die drei Stockwerke für meine Bücher, Tausende von Bänden, von denen ich mich nicht trennen konnte. Meine Exfrau bezeichnete unser Haus immer ärgerlich als ein Bibliothekarium. Ich hatte die kleine Brownstone-Stadtvilla vor meiner Ehe während einer Flaute auf dem Immobilienmarkt als sogenanntes Heimwerker-Schnäppchen erworben und bin noch immer dabei, sie instandzusetzen. Die Leidenschaft für das Arbeiten mit Holz habe ich von meinem Vater geerbt, der mir beigebracht hat, wie man fast alles bauen und reparieren kann. Jahrelang hatte ich mich in einem Teil des Hauses verkrochen und phasenweise an dem Rest gearbeitet. Meine Praxis nimmt mich so in Anspruch, dass mir fast keine Freizeit bleibt, was einer der Gründe für meinen Eintritt in das große Heer von Bewohnern der westlichen Welt war, das den Namen «die Geschiedenen» trägt.